

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	4 (1931-1932)
Heft:	10
Artikel:	Lehrernot : das Ergebnis einer Rundfrage [Fortsetzung]
Autor:	Schohaus, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-851485

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorwurf machen? Die Folge davon war die Versteifung des Widerstandes auf Seiten des Jungen, was seine Erzieher zu schärferer — und unrichtiger — Gegenwirkung veranlaßte, bis die paedagogische Situation gründlich verfuhrwerkten war.

Der Jugendrichter bewies ein volles Verständnis für die Lage des Jungen. Er stellte ihn unter Schutz-

aufsicht und sicherte im Urteil die Durchführung einer heilpaedagogischen Behandlung. Heute befindet sich der Junge auf dem besten Wege, sein seelisches Gleichgewicht zu finden. Der Verzicht auf den kaufmännischen Beruf und die Ueberleitung in ein Handwerk erwiesen sich als sehr zweckmäßig und erleichterten die Anpassung an die Arbeit.

Lehrernot.

Das Ergebnis einer Rundfrage.

Bearbeitet von W. Schohaus.

3. Stück:

Die Schulfreundlichkeit der Eltern.

Die meisten Eltern unseres Landes stehen der Schule leider recht fremd gegenüber. Sie pflegen vielleicht ein Gefühl des Behagens, dieser Institution selbst endgültig entronnen zu sein. Auch stehen sie möglicherweise unter dem Eindruck, hier sei elterlicherseits doch nicht viel auszurichten, die Lehrerschaft lenke die Dinge letzten Endes ja doch nach eigenem Gutdünken. Manche mögen auch von dem tragen Optimismus erfüllt sein, die Schule sei heute schließlich so gut, wie sie eben sein könne, der Staat überwache ja das Schulwesen, da dürfe man sich die eigene Anteilnahme ersparen.

Alle reformfreudigen Paedagogen sind aber längst zu der Erkenntnis gekommen, daß die Teilnahmslosigkeit der Elternschaft ein großes Uebel ist, daß diese Uninteressiertheit den schlimmsten Hemmschuh für eine flotte Vorwärtsentwicklung darstellt.

Es gibt ja Angelegenheiten, die wirklich den Fachleuten überlassen werden sollten. Gerade in unserm Lande herrscht vielfach eine allzu demokratische Respektlosigkeit, derzufolge man in alles hineinzureden sich berechtigt glaubt. Natürlich existieren Schulfragen — zu ihnen gehören z. B. die spezielleren Probleme der Methodik — deren Lösung sicher am besten den Schuleuten überlassen bleibt. Insoweit es sich aber um die *Wegrichtung*, um den *Geist* der Schule, um diese Kultureinrichtung als *Ganzes* handelt, sind sicher weiteste Kreise zur Anteilnahme verpflichtet und zur Mitsprache berufen, vorausgesetzt, daß sie sich zuvor in diese Fragen versenken.

Alle Schulkritik sollte wohlwollend bleiben, auch da, wo sie aus sachlichen Gründen scharf werden muß. Die Schule ist zu wichtig, als daß sie das Objekt für die Entladung unserer Verärgerungen werden dürfte. Es ist sehr leicht und billig, über Schuleinrichtungen und Schulmeister zu schimpfen. Aber es ist sehr schwierig, die Schulübel nach ihren Ursachen und ihrem Wesen tiefer

zu erfassen und wirklich gangbare neue Wege zu zeigen. Wer sich durch angelegentliche Anteilnahme keine tiefere Einsicht in die Probleme der Schule und die dornenreiche Tätigkeit des Lehrenden erworben hat, dem fehlt jedes innere Recht zu tadelnden Aussetzungen.

Man spricht etwa von schulfreundlichen und nicht-schulfreundlichen Ortschaften und Bevölkerungskreisen. Die Schulfreundlichkeit sollte aber für jedenmann das Selbstverständliche sein. Auch wenn uns der Schulbetrieb unserer Gemeinde oder unseres Landes weitgehend unzulänglich oder verfehlt erscheint, — die Schule als Kultureinrichtung, als Idee, als Aufgabe muß uns stets am Herzen liegen. Eigentlich sollten sich gerade die Eltern umso liebevoller um diese Institution kümmern, je mehr sie der Verbesserung bedarf. Schulfreundlich sein heißt Interesse aufbringen für unser wichtigstes gemeinsames Instrument zur seelischen Gestaltung der heranwachsenden und kommenden Generationen.

Es gibt ja glücklicherweise in allen Schichten unseres Volkes zahlreiche Eltern, welche der Arbeit des Lehrers gegenüber eindeutiges Wohlwollen und wirkliches Verständnis aufbringen. Daneben besteht jedoch eben die erwähnte gleichgültige Uninteressiertheit. — Daß es aber außerdem vielen Eltern am guten Willen zur richtigen Würdigung der Lehrerarbeit fehlt, daß gerade der Lehrerstand (besonders in ländlichen Verhältnissen) viel gehässige Kritik und verständnislose Anfeindungen aus Elternkreisen erfahren muß — dafür legen die nachfolgenden Lehrer-Bekenntnisse beredtes Zeugnis ab. Diese Darstellungen zeigen uns im Besondern, daß häufig gerade den initiativen, reformfreudigen Lehrern, die in ihrer Schulgestaltung neue Wege einzuschlagen suchen, von ihren Gemeindegenossen die unerquicklichsten Schwierigkeiten bereitet werden.

* * *

„Schattenbringer sind mir die Väter meiner Schüler. Es sollte doch so sein, daß Eltern, Geistlichkeit und Lehrer zu-

sammenarbeiten. Nun gibt es aber hier noch sehr viele Bauern, die nicht begreifen können, daß der junge Lehrer von heute kein Popanz mehr sein will, daß er freundschaftlich mit seinen Zöglingen verkehrt, daß er mit ihnen Fußball spielt oder Ski fahren geht. Ebenso wenig begreifen sie, warum er nicht mehr prügelt, warum die Schüler in der Schule sich nicht mehr konkurrenzieren, sondern einander helfen und mich allerlei fragen dürfen. Ein solcher Lehrer entspricht nun einfach ihrer Vorstellung nicht. So kommt es manchmal vor, daß mir Väter bei mäßigen Fortschritten ihrer Kinder anraten, den Stecken zu gebrauchen.

Da das Bauernvolk heute wegen der verschlechterten Lage der Landwirtschaft sowieso humorloser geworden ist, braucht es manchmal gar nicht soviel, um es in Harnisch zu jagen, dann wird nicht selten geschimpft, daheim müsse man ums liebe Brot rackern und die Kinder „gvätterlen“ nur in der Schule. Dann kann man hie und da hören: Wir hatten es eben noch streng in der Schule und sind noch heute froh, daß es so war.

Die Schule, wie sie das Landvolk häufig noch will, sollte aus den Kindern willige oder doch gefüge Knechte und Mägde machen; nur zu oft werden die Schüler als billige Arbeitskräfte betrachtet. (So mußte ein Drittklässler schon jeden Tag Kühe melken.) Aber auch folgende Tatsache spielt eine Rolle: Auch Bauernväter und Bauermütter können ihre Kinder im vorschulpflichtigen Alter verwöhnen; dann sollte der Lehrer das Gegengewicht sein, um mit Stock und Angstprovokation das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Von der Schule aus gesehen, kann man zwar im Ganzen genommen den Müttern ein besseres Zeugnis ausstellen. Sie urteilen nicht so materialistisch, sondern mehr gefühlsmäßig; wenn die Kinder gerne in die Schule gehen, den Lehrer lieben, so ist bei den Müttern vieles gewonnen.

Erstaunlich ist es, wie wenig Interesse das Landvolk der innern Aufgabe der Schule entgegenbringt. Ich erhalte äußerst wenig Schulbesuche, auch die Schulräte erfüllen nicht die gesetzliche Zahl der Schulbesuche. Woher diese Mentalität kommt, ist schwer zu sagen; ist sie wohl eine Folge unserer zerissenzen Zeit, des harten Wirtschaftskampfes und der dadurch bedingten zu materialistischen Einstellung? oder ist sie eine Folge der seelischen Armut, hervorgerufen durch lange, harte Arbeit, die doch keine Aussicht auf eine bessere Existenzmöglichkeit, auf ein ruhiges, ländliches Glück verheißen? Oder ist es vielleicht eine Folge von nicht abreaktierten Unlustgefühlen aus ihrer berühmten Dressurschule; oder einfach die unbewußte Ahnung, daß die Schule, wie sie in ihren Köpfen existiert, mit dem Leben nicht viel gemein habe?

Ich bin nun das fünfte Jahr hier. Wenn mir die Eltern auf dem Weg zur Schule begegnen, grüßen wir einander, aber sie sind mir fremd und ich bin ihnen fremd; sie verstehen meine Einstellung nicht und ich verstehe die ihre vielleicht auch zu wenig — und das Leide ist, daß die Kinder ihnen und ein wenig mir „gehören“. Was ist zu tun? Dieser Schatten vermag wohl die Pflanzen nicht zu töten, vielleicht macht er manche noch windfester. Die Schuld liegt nicht offen da, sie ist tief und alt, und Bauer und Lehrer sind an ihr beteiligt.“

M. G.

*

„Die Verständnislosigkeit der Bevölkerung und speziell die Schulfreindlichkeit der Bauern erschweren mir die Schularbeit. Im Gegensatz zu den Familien in Industriedörfern bildet die Bauernfamilie eine viel engere Gemeinschaft. Das gemeinsame Mühen um die Scholle bindet die einzelnen Glieder viel stärker zusammen. Fühlt sich eines von außen angegriffen (und wär es nur in einem harmlosen Kinderstreit), so stellt sich die ganze Familie mit tödlicher Sicherheit streng geschlossen gegen den Angreifer. Darum der ewige, für Außenstehende unsichtbare Krieg der Bauern untereinander. Das soziale Gefühl hat

sich ganz auf die Familie konzentriert, zum Nachteil für andere Gemeinschaften, also auch für die Schule.

Da ich eine Gesamtschule führe (15 Schüler aus 6 verschiedenen Familien), muß jedes Kind nur einen halben Tag in die Schule kommen. Wir hatten eine eintägige Wanderung in die engere Heimat abgemacht, die Route bestimmt, Karte, Kompaß und Rucksack bereit gelegt und freuten uns darauf. An einem strahlend schönen Morgen versammelten wir uns. — Aber aus 2 Familien fehlten drei Kinder. Und der Grund? „De Vatter hät gsait, es sei gschied, mer helfit dehei, als go spaziere.“ — —

Wir wollten in der Schule Weihnachten feiern und luden die Eltern dazu ein; es sollte Tee und Gebäck geben, wir übten Weihnachtsstücke und -Lieder ein und stellten einen Christbaum ins bekränzte Schulzimmer. Noch in der Vorbereitungszeit bekamen zwei Mädchen, Rosa M. und Berta Sch. Streit miteinander. Zwei Stunden bevor das Fest losgehen sollte, erhielt ich vom Vater Sch. ein Briefchen: „Ich werde meine Kinder nicht in die Feier schicken“. — Die Weihnachtsfreude war mir verdorben.

In meiner Praxis hörte ich folgenden Spruch so oft, daß ich ihn schon lange auswendig weiß: „O, so ein Lehrer hat doch ein herrliches Leben! Um 8 Uhr Anfang, um 4 Uhr Feierabend (dann legt er sich wohl aufs Kanapee und schlaf!) und der große Lohn dazu und Ferien!“

Ja, so ein Primarlehrer (und wäre er hinter dem Monde) hat es herrlich, 300 Fr. Monatslohn; nach 20 Jahren bringt ers auf 395.— Wie beneidenswert!

Alle diese Leute sehen nicht die nervenzerreibende Kleinarbeit, sehen nicht das Mißverhältnis zwischen aufgewandelter Kraft, Liebe, Glauben und dem tatsächlichen Erfolg. Sie sehen nicht, was für Anforderungen die moderne Zeit an den Lehrer stellt. Sie sehen nicht, wie der Lehrer ringt und sich quält um eine sinngemäße Schulgestaltung, sie sehen überhaupt nicht in die Tiefe. In müder Resignation legt man seine Ideale zu den alten Erinnerungen. Ruhet sanft!“

H. St.

„Wenn es Lehrer gibt, die sich in kleinen Landgemeinden nicht zurechtfinden können, so sind es meist solche, die in der Stadt aufgewachsen sind. Es fällt ihnen schwer, sich in die engen Verhältnisse ihrer Gemeinde einzufügen. Das mag zum Teil im Lehrer selbst seinen Grund haben: das Stadtleben, an das er gewöhnt ist, ist eben grundsätzlich vom Leben auf dem Lande verschieden. Ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Volksteile in der Stadt sozusagen völlig verschwunden, so ist es doch in kleinen Gemeinden stark ausgeprägt. Gemeinsame Schulzeit, mannigfache Verwandtschaftsbande, von der Natur gegebene Verhältnisse führen zu starken Bindungen. In enger Beziehung damit steht die Gleichheit der Auffassungen, der Lebensgewohnheiten. In diese allseitig homogenen Verhältnisse hinein wird nun ein junger Lehrer gestellt, der nach Herkunft und Lebensgewohnheiten, oft auch nach seiner Weltanschauung, als Fremdkörper wirkt. Ist er fügsam, so gibt er seine Eigenart schmerzlos auf, wird er sich ohne viel Aufheben der Bevölkerung eingliedern.

Anders aber, wenn er seine Ansichten nicht preisgibt, wenn er das demokratische Recht der freien Meinungsäußerung auch weiterhin beansprucht, auch wenn sich seine Meinung nicht mit jener seiner nächsten Umgebung deckt. Da wird er bald Mißtrauen begegnen. Es wird ihm schwer fallen, in der Gemeinde Fuß zu fassen. Da hilft ihm aller Fleiß in seiner Schularbeit nichts; wenn er gegen die Tradition verstoßen hat, (auch wenn es unabsichtlich geschehen ist), wird er abgelehnt. Es ist klar, daß die Haltung der Eltern auch auf die Kinder abfärbt, denn in den seltensten Fällen wird darauf geachtet, daß die Kinder abwesend sind, wenn der Lehrer kritisiert wird. Die Folge ist, daß bei negativer Einstellung der El-

tern ein Teil der Schularbeit fruchtlos bleibt. Nicht die Ohren der Kinder (oft zwar sogar diese), sondern die Herzen der Kinder bleiben dem Lehrer verschlossen und damit schwindet die Möglichkeit, ihm seine Berufsfreude zu erhalten.

Dauern solche Zustände Jahre lang, so wird der Lehrer schulmüde. Seine Nervenkraft wird geschwächt, was sich in zunehmender Gereiztheit ausdrückt. Diese hinwiederum ist nicht geeignet, ihm die Herzen seiner Kinder eher zu erschließen. Der Lehrer wird zum Pedanten; er wandelt sich vom Erzieher zum Instruktor, dessen Aufgabe es nur noch ist, das Pensum durchzuarbeiten. Rechtzeitige Versetzung in ein, dem Charakter des Lehrers entsprechendes Milieu könnte den Zerfall seiner Kräfte aufhalten. Ganz vermieden hätte er werden können, wenn schon bei der Abordnung des Lehrers mit jener Sorgfalt vorgegangen worden wäre, die in allererster Linie im Interesse aller beteiligten Kreise gelegen hätte. Wie viele Kräfte könnten dadurch dem Aufbau gewonnen werden!

Ein weiteres Hemmnis liegt in der gelegentlich zu Tage tretenden Auffassung, der Lehrer habe nicht nur seine beruflichen Kenntnisse, sondern überhaupt seine ganze verfügbare Zeit seiner Umgebung zu widmen. Selbstverständlich liegt es im Interesse der Schule, wenn es dem Lehrer gelingt, mit den Eltern Fühlung zu nehmen. Muß es aber so sein, daß sich diese Fühlungnahme hauptsächlich im Vereinsbetriebe und bei ähnlichen Gelegenheiten vollziehe? Wieviel wertvoller sind dagegen Hausbesuche des Lehrers, bei dem er seine Schüler in der ihnen gewohnten Umgebung beobachten kann!

Am wertvollsten wären jedoch Schulbesuche der Eltern. Ihre Aufgabe ist es, das gegenseitige Vertrauen zu festigen und die nötige Aufklärung zu schaffen. Die meisten Mißverständnisse zwischen Eltern und Schule entstehen aus dem Umstande, daß die Eltern die heutige Schule mit dem Maßstab ihrer eigenen Schulzeit messen, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich seither nichts geändert habe, oder daß eventuelle Änderungen doch nicht grundlegender Natur seien. Aber Schulbesuche am Examen können nicht genügen. Sie geben sogar oft ein falsches Bild. Es wäre im Gegenteil zu wünschen, daß die Eltern die Schule besuchten, wenn sie sich ihnen im Werktagskleide zeigt. Sie werden dadurch Einblicke in die Lehrerarbeit erhalten, die ihnen am Examen verschlossen bleiben.

Damit hätten wir viel gewonnen. Der Lehrer würde als solcher gewertet. Seine gesellschaftlichen Verpflichtungen und die Vereinstätigkeit würden an Bedeutung verlieren. Damit gewinne der Lehrer den für eine ersprießliche Lehrertätigkeit unbedingt notwendigen Rückhalt. Die Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule wäre weitgehend gewährleistet. Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten, die sich mit der Zeit zu verheerenden Lawinen auswachsen könnten, ließen sich zur Zeit ihrer Entstehung beheben. Alle diese Vorteile wären dazu angetan, dem Lehrer seine Schulfreude und Liebe zum Beruf zu erhalten. Erreicht werden können sie jedoch nur, wenn alle beteiligten Kreise ein ansehnliches Maß guten Willens aufbringen.“

A. F.

*

„Einige Kinder sind in eine „sittliche Affäre“ verwickelt. Kind um Kind wird ausgefragt, aber die Schuld wird von allen bestimmt und hartnäckig abgeleugnet. Endlich gelingt es mir, von einem Mädchen die Wahrheit zu erhalten. Ich besuche die Mutter und veranlasse das Mädchen, die Tatsachen zu wiederholen. Die Mutter hört an, wird rot und sagt: „Du bist scho en Sautotsch, wenn du dertige Sache gohst go usplaudere. Chast du denn dies Mul nöd halta? Gschiet dir recht, daß ine keist. Du Totsch.“

Ein Schüler betritt mit schmutziger Kleidung das Schulzimmer. Ich gebiete ihm, draußen zuerst den Kuhdreck von den Hosen zu streichen. Der Schüler geht hinaus, kommt aber nicht mehr zurück. Ich benachrichtige den Vater. Dieser

schreibt: „Er hat rechten gehabt. Die Schule ist nicht zum die Kleider putzen da.“

Ein Kollege von mir spricht bei den Eltern zwecks einer Brille ihrer Tochter vor. Darauf wird der Lehrer mit Schmähungen beworfen und muß froh sein, daß er nicht regelrecht zum Hause hinausgeworfen wird.

Ich bestrafe ein Mädchen, weil es der Frau X auf offener Straße Uebernamen nachgerufen hat. Am Nachmittag steigt mir der Vater des Mädchens auf die Bude und schimpft: „Sie bruched denn mine Lina nöd z'chibe weges der Frau X. Die ischt scho immer en strolega Lumpechog gsie.“

Ein Knabe spricht in der Pause Zoternamen gegen den Herrn Kaplan herum. Dieser vernimmt es und zitiert das Bürschchen nach der Schule zu sich. Verspätet stampft der Knabe nach Hause. Die ganze Familie sitzt um den Tisch herum. „Warum kommst erst?“ bauzt der Vater. Der Knabe erzählt, was geschehen. „G'schiet dir ganz recht, warum goscht in Unterricht.“

Ein Kind soll sitzenbleiben. Wild und zornbeladen reißt die Mutter die Türe auf. „Nei, aber ums Himmelwille, tüend dem Chind nöd Utrecht. Ihr send sicher parteisch, ihr verstönd das Chind sicher nöd, ihr hönd sicher kei Geduld, ihr hönd sicher au kei Gwüsse. Ihr chömed' i d'Höll, ihr wäred scho emol gschartoff dervör. I bi doch au gschedt gsie und der Vater au. Uesers Chind ischt no gschieter als mehr. Es macht jo Rechnige, die ie emol nöd verstoh. Aber ihr send no z'jung, um so öppes zmerke.“

Das sind einige Beispiele, die die Erziehungsunfähigkeit vieler Eltern klarlegen. Ob ein Lehrer darunter zu leiden hat, hängt von seiner Persönlichkeit ab.

Gerafe für einen jungen Lehrer ist es sehr schwer, in Erziehungsfragen die Eltern auf seine Seite zu bringen. Soll das Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule wirklich erziehungsfördernd sein, so sind eben gewisse Aussprachen über Erziehungsfehler, Charaktermängel und Elternillusionen nicht zu vermeiden. Mit der bekannten Augendienerei, die sich in den Fragen erschöpft: „Schön Wetter Herr Meier, Sie sind ein feiner Schweinezüchter, das Anneli wird schon recht“, oder: „Sie müssen eine Ochsengeduld haben, Herr Lehrer“ etc., ist das Verhältnis weder fruchtbringend noch wünschenswert.

Warum schreibt sich jeder Erwachsene ein Recht zu, den Lehrer in seiner Tätigkeit kritisieren, beurteilen und verurteilen zu dürfen? Wir gehen doch auch nicht hin auf den Bauplatz und sagen dem Baumeister: „Dieser Graben sollte breiter geschaufelt werden“, oder: „Sie passen nicht in die Gegend, weil Sie am Sonntag ins Schwimmbad gehen.“

Wenn aber ein Vater dem Kind in's Schreibheft guckt und nicht seine alten, mit Müh erlernten Formen findet, sagt er zum Kind: „Das ist ein Sauschmaren, was ihr lernt bei diesem Lehrer. Wir lernten noch Schreiben, wie gestochen.“ Ein zweiter meint: „Wir lernten noch Charakterschriften und nicht diese einfältige Schulschrift.“ Ein dritter behauptet: „Quatsch diese Schreiberei. Schreibmaschine lernen ist viel gescheiter.“

Die Schüler turnen Freiübungen aus der neuen eidgenössischen Turnschule. Stimme von der Straße: „Du lohscht au no chaibe tomni Turnüebega mache.“ Die Schüler turnen in 4 Stärkeklassen an verschiedenen Geräten, wobei der Lehrer abwechselnd eine Abteilung kontrolliert. Stimme eines Kurgastes: „Lueged au de ful Chaib a. Do turnet er mit e paar und lot die andere mache, was wönd.“ In der Gesangsstunde werden Treffübungen gemacht. Jammerstimme von der Straße: „Jesses, die singed trurig.“ In einer Stunde Trocken schwimmübungen: En tume Chaib, wär au g'schieter, er gien in See hindere mit'ne.“ Einige Bauern stehen an der Straße und schauen dem Turnen zu. Ihre Meinung: „Es wär g'schieter, die wored daheim heue, statt so blöd Zit verplämpere.“ Statt daß der Lehrer aus einem Buche in der Schule ein Lesestücklein vom Schneeglöcklein erklärt, wandert er

mit der Klasse hinaus an den Waldrand, um dort die Blume kennen und lieben zu lernen. Ein wohlwollender Schulfreund: „Grüezi, Herr Lehrer. So-So, e chli Blaue mache?“ Und unter einer Haustüre flüstert man: „Die Lehrer höndt halt no schö, wenn's ene e chli zwarm werd, gonds halt go spaziere.“

Man könnte diese Bemerkungen als Lächerlichkeiten hinnehmen. Aber die gleichen Leute machen eine Schulgemeinde aus und nur zu oft stecken diese Lächerlichkeiten in den Schulverordnungen drin. Gut, der Lehrer kommt aus dem Seminar, er hat Ideale. Er ist sicher weder Prügelpaedagoge noch Polizist. Er will sein bestes Können aufopfern für die Schule. Aber wo sind die Schulgemeinden, die wirklich in erster Linie einen tüchtigen Lehrer haben wollen? Man wählt einen Dirigenten, einen Offizier, einen Abstinenter, einen Parteimann oder vielleicht auch nur einen guten Gesellschafter. Nach diesen Tätigkeiten wird er beurteilt und verurteilt.

Schulneuerungen ist man von vornherein feindlich, vielleicht aus einem Unsicherheitsgefühl der Eltern und Schulbehörden in Erziehungssachen, vielleicht aus einer Angst vor neuen Kosten. Interessant ist nur, wie man diese Ablehnung verteidigt und rechtfertigt: Anschauungsmaterial sei auf dem Lande nicht nötig, weil so die Kinder das Denken verlernten. Turnen gehöre in die Stadt hinein, weil auf dem Lande die Kinder Bewegung genug hätten. Singen könne das Landvolk nicht, dazu habe es keine Zeit. Zeichnen nütze hier nichts. Es ist Nebensache, ob die Kinder gescheit werden, weil die Erfahrung lehrt, daß gerade die dummen Kinder gut zum Schaffen werden. Es braucht darum keine kleinen Klassen. Hauptsache ist nur, daß die Kinder (besonders im Winter, wo sie daheim keine Arbeit haben), unter Aufsicht sind. Baden ist unsittlich und wird verboten. Eine zeitlang lag folgendes Schreiben des Schulrates auf meinem Pult: „Der Schulrat gestattet dem Lehrer nur mit den Knaben und in schulfreier Zeit das Skifahren.“ (Eine Turnhalle ist nicht vorhanden.)

Eine wirklich ernstangebrachte Kritik habe ich in meiner Tätigkeit weder vom Ortsschulrat noch von den Eltern auch nur ein einzigesmal zu hören bekommen. Außer dem Schulrat hat noch nie ein Vater oder eine Mutter die Schule besucht und sich ernstlich um den Schulfortschritt ihres Kindes bekümmert. Was wir während den Schulstunden tun, läßt die Bürger ruhig, wenn wir nur schön still im Zimmer hocken. Dafür ist man fanatisch um das persönliche Leben des Lehrers besorgt. Seine Abwesenheit an einem Sonntag, die Vergnügen, die er sich leistet, sein Liebesleben etc. ist wie bei keinem andern Beruf so der Kritik und dem Gerätsche ausgesetzt, wie beim Lehrer.

Neben dem Pfarrer ist der Herr Lehrer so ziemlich die wichtigste Person im Dorf. Wir danken aber für diese Wichtigkeit und wir würden sie todgerne ablegen. Statt als der Brävste, der Vornehmste und der Gescheitesten wollten wir lieber als ganz einfache Arbeiter behandelt werden, die ebenso ihre Berufssorgen und Berufskämpfe durchfechten müssen, wie alle anderen auch. Dann hätte man uns gegenüber vielleicht auch ein anderes, menschenähnliches Urteil.

Als ich in meiner Schule erklärte, ich heiße nicht Herr Lehrer, sondern K. St., kam der Herr Pfarrer: „Sie untergraben mit dieser Neuerung die Würde, die Hochachtung Ihres Berufes.“ Meine Antwort: „Herr Pfarrer, ich trachte nicht darauf, daß die Leute meinen Titel hochhalten und in jedem Satz Herr Lehrer heucheln. Ich trachte vielmehr darnach, daß sie mich persönlich achten und lieben. Dann erst werden sie auch meinen Stand hochhalten. Vielleicht ist dann die Achtung nicht mehr nur äußerer Schein und wirkt sich auch in der Kritik aus. — Denn unter der falschen Götzendienerei hab ich in meinem Berufe am meisten gelitten. —“

K. St.

* * *

Der Lehrerstand hat von jeher für sein Ansehen kämpfen müssen:

„Es ist eine alte Mode, daß man die Nase rümpft, wenn man einen Schulmeister von weitem sieht, daß zu gähnen anfängt, wer nur von einem Schulmeister hört. Und doch ist ein Schulmeister akkurat ein Mensch wie ein anderer. Vielleicht trägt er einen kuriosen Rock, halb herrschelig, halb bärisch, vielleicht schlengget er ihn auch auf aparte Weise; aber unter dem Rock im Herzen sitzt genau derselbe Mensch wie unter des Ammanns, wie unter des Schultheißen Rock.“

So nimmt Jeremias Gotthelf in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ den Lehrer in Schutz, in jenem Werk, aus dem uns das ganze Elend anstarrt, in welchem noch vor 100 Jahren der Lehrerstand unseres Landes darbte und seufzte, — der Berufsstand, der von den satten Bauern und Bürgern so vielfach verachtet und gehaßt, manchmal heimlich beneidet, immer aber in seiner Bedeutung unterschätzt und verkannt wurde. Der Lehrer war in vielen Fällen der Ortsfremde, der als Gemeindeglied nie volle Anerkennung fand. Er hatte durch einen Anflug von Bildung, der man aber im Grunde nicht viel traute, einen Abstand zu den andern, der im Ganzen mehr Unerquickliches als Vorteile brachte. Er war derjenige, der keine handgreiflichen Werte schaffte, dessen Arbeit irgendwie als nicht real eingeschätzt oder doch jedenfalls in ihrer Bedeutung als stets fragwürdig angesehen wurde. Und weiter galt der Lehrer vielfach als der leiblich und seelisch irgendwie Schwächliche, als der Narr der Kinder, als ein nicht vollwertiger Erwachsener, als so etwas wie ein Ritter von der traurigen Gestalt mit Tinte und Stift in einer papierenen Welt, mit welch letzterer möglichst rasch fertig zu werden den Andern selbstverständliches Ziel war.

— Man sah in ihm auch vielfach den vom Boden Losgelösten, den wirtschaftlich nicht fundierten und dachte doch nicht daran, ihm die Hungerbesoldung zu erhöhen, um seine Lebenshaltung etwas respektabler werden zu lassen und wenigstens von dieser Seite sein gesellschaftliches Ansehen zu steigern. Und schließlich schuf auch der methodisch völlig unzulängliche Schulbetrieb, der mit der allgemein sehr kümmerlichen Ausbildung des Schulmeisters zusammenhing, kein Fundament für eine auch nur bescheidene öffentliche Hochschätzung. —

Und wie steht es heute mit dem Ansehen des Lehrers?

Mit der allgemeinen Achtung ist es zweifellos viel, viel besser geworden. Seine Ausbildung ist solider, er steht mit relativ großer Sicherheit in seiner Berufsarbeit drin und seine Tätigkeit wird als wichtig angesehen.

Aber es ist mancherorts, — namentlich auf dem Lande —, noch mehr von der alten Feindseligkeit und instinktiven Ablehnung übrig geblieben, als man gewöhnlich denkt.

Die alte Gewöhnung, den Schulmeister als ein gesellschaftliches Element zu empfinden, das sich in sei-

nem seelischen Habitus stark von den Gemeindegenossen abhebt, wirkt noch sehr spürbar nach. Und besonders die Beliebtheit der Lehrer, den Stand als ganzen betrachtet, läßt vielfach weiterhin zu wünschen übrig. Inwiefern sich auch in unserer Zeit schulmeisterliche Untugenden Einzelner am ganzen Stande rächen, wollen wir hier nicht untersuchen. Tatsache bleibt eben, daß die Person des Lehrers im Gemeindeleben stark exponiert ist. Der Lehrer ist mehr beachtet als der große Haufe seiner Mitbürger. Er darf weniger als andere „Privatmann“ sein. Es ist auch heute noch eine Gesinnung lebendig, derzufolge jeder das Tun und Lassen des Lehrers in und außerhalb der Schulstube glossieren zu dürfen meint: er wird ja von der Gemeinde bezahlt, „gehalten“, und darum glaubt man irgendwie, er „gehöre“ einem. Es fehlt eben nicht nur in der Privatwirtschaft an Respekt gegenüber der Person des Angestellten.

Es gilt also weiterhin, gerade auf dem Lande, für unseren Stand Sympathien und Achtung zu erobern. Dazu gibt es natürlich kein besseres Mittel als beste Qualitätsarbeit und das Bestreben, die Kinder so zu erziehen, daß sie möglichst sonnige Schulerinnerungen mit ins Leben hinaus nehmen. Noch wichtiger als aller gewerkschaftliche Zusammenschluß ist es für unsren Stand, daß eine lehrerfreundliche Generation heranwächst.

*

Viele unserer Kollegen leiden aber nicht nur an einer unerfreulichen Einschätzung ihres Berufsstandes, sondern unter dem Mangel der Schulfreundlichkeit der Bevölkerung überhaupt.

Gerade wieder in den ländlichen Kantonen gibt es viele Gemeinden, die als ausgesprochen schulfreundlich angesprochen werden müssen. Wenn ich richtig sehe, hat die Schule gerade im letzten Jahrzehnt an allgemeiner Wertschätzung mehr eingebüßt als gewonnen.

Es scheint mir, daß es sich z. T. um eine Reaktion handelt. Wir haben einige im ganzen sehr schulfreundliche, relativ bildungsfreudige Jahrzehnte hinter uns. Nun scheint sich das Pendel der Entwicklung nach der andern Seite zu bewegen.

Es steckt da eine tiefe Skepsis im Volk. Man hat es ja erlebt: All die riesigen Aufwendungen für die Bildung des Volkes und für die Wissenschaft haben enttäuscht. Der Bildungsoptimismus der vergangenen Epoche hat sich weitgehend als Illusion erwiesen. All das viele Wissen hat ja z. B. die Katastrophe des Weltkrieges nicht zu verhindern vermocht, — hat die Zersetzung europäischer Kultur wohl noch eher beschleunigt als gebannt. Der ganze hochentwickelte Bildungsbetrieb hat sich als unfähig erwiesen, aus beispiellosen, geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Krisen zu retten.

Diese Einsichten leben ja nicht als bewußte Überlegungen im Volk. Aber sie sind gewissermaßen intuitiv da und erschüttern den Glauben an die erhebende Kraft der Schulbildung.

Symptomatisch für diesen Skeptizismus sind z. B. die großen Widerstände, die man heute vielfach (na-

mentlich auf dem Lande) gegen die Erweiterung der Schulpflicht (etwa durch ein 8. oder 9. obligatorisches Schuljahr) findet. „Die Kinder sollen lieber wieder mehr zuhause und auf dem Felde arbeiten, das trägt mehr ab“; so ist heute vielfach die Stimmung. Symptomatisch ist auch das verhaltene Mißtrauen, mit welchem die Bevölkerung in manchen Kantonen der aktuellen Revision der Schulgesetze zusieht. Man ist ganz ungläubig, man erwartet rein gar nichts von gesetzlichen und organisatorischen Neuerungen und ist ängstlich lauernd nur darauf bedacht, zu verhindern, daß durch neue Gesetze neue Kosten für die Schule erwachsen.

In unseren Städten merkt man weniger davon. Da ist im Hinblick auf die Erfordernisse zahlreicher Berufe die äußere Nützlichkeit der Schulergebnisse immerhin evidenter. In den Städten werden weiterhin üppige Schulhäuser gebaut, reichliche Materialkredite bewilligt und Reformen ermöglicht. Das kommt zum guten Teil auch daher, daß die verschiedenen Parteien aus Prestigegründen darin wetteifern, die öffentliche Schule zu begönnen.

Auf dem Lande sieht es anders aus. — Und wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir die Landbevölkerung weitgehend begreifen. Das alte Schulbildungideal hat doch tatsächlich ziemlich bankrott gemacht. Es hat doch wirklich die kulturellen Zusammenbrüche nicht aufzuhalten vermocht. Natürlich ist es ungerecht und kurzsichtig, die Schuld für alle Zerfallserscheinungen der Schulerziehung beizumessen. Aber der Anspruch ist doch wohl berechtigt, daß die öffentliche Erziehung in den Menschen größere seelische Widerstände gegen die Kräfte der Kulturzersetzung schaffen sollte.

Und nun leiden so viele unserer Kollegen unter der Depression mangelnder öffentlicher Schulfreundlichkeit.

Wie kann man da helfen? Es gibt einen Weg: Wir müssen die Öffentlichkeit darüber aufklären, daß in der Schule und für die Schule ein neues Bildungsideal aufzublühen beginnt.

Wir müssen es bekannt werden lassen, daß wir mit einem kleinen Heer von Gesinnungsgenossen daran sind, die einseitige Wissenschule durch eine Erlebnisschule zu ersetzen, — daß wir statt Gedächtnisse anzufüllen nun vielmehr freie, frohe, selbständige, praktische, gemütvolle, gesinnungstreue und gemeinschaftsfähige Menschen heranbilden wollen.

Zunächst traut man uns nicht. Wir dürfen uns darüber weder verwundern noch beklagen. Man lehnt vielfach sogar gerade unsere Reformen ab, — weil man sie vorerst nicht begreift und meint, man wolle alten Wein in neue Schläuche füllen.

Aber wenn wir treu für unsere neuen Erziehungs-ideen weiterkämpfen, werden wir nach und nach Vertrauen und Verständnis finden, — Hand in Hand mit unserer Bewährung, die sich an den Charakteren der Kinder manifestieren muß.

Diese Bewährung ist das Dringlichste. Aber daneben ist es wichtig, daß wir unermüdlich für unsere Ideen einstehen und werben.

Darum müssen wir jede Möglichkeit mit den Eltern (und darüber hinaus mit der Oeffentlichkeit überhaupt) Kontakt zu bekommen, auswerten. In der Gestaltung gedeihlicher Beziehungen zur Elternschaft liegt heute eine paedagogische Hauptaufgabe jedes Volksschullehrers.

Die Mittel zu solcher Kontaktgestaltung sind bekannt und viel erörtert worden: Oeffnen der Schulzimmer für Elternbesuche, regelmäßige Hausbesuche der Lehrer, bestimmte Lehrersprechstunden, Elternabende, Schulfeiern usw. Wir brauchen hier darauf nicht einzugehen.

Wichtig ist auch alle Aufklärungsarbeit über die neuen Aufgaben der Schule durch die Tagespresse, öffentliche Vorträge und Radioveranstaltungen. *) Es wäre

*) Wir möchten hier speziell auf die vorbildliche Tätigkeit des regen „Vereins ehemaliger Küschnachter“ hinweisen, der durch seinen „Pressedienst für Schule und Volk“, durch die Organisierung paedagogischer Radiovorträge und die Verbreitung von populären Schriften die Gedanken der Schulerneuerung mit bestem Erfolg in die Oeffentlichkeit hineinträgt.

auch zu wünschen, daß die kantonalen Schulbehörden ländlicher Kantone das Beispiel der Schulvorsteherchaft der Stadt Zürich, welche die periodischen Hefte „Schule und Elternhaus“ unentgeltlich an alle Eltern gelangen läßt, nachahmen und ähnliche Veröffentlichungen veranstalten würden.

Auf solchen Wegen muß es bei der nötigen Beharrlichkeit gelingen, die vorhandene Skepsis zu besiegen und die Oeffentlichkeit, — schließlich auch die ländliche — für die neuen Bildungsziele zu gewinnen.

Ich möchte diesem Gedankengange nur eine Bemerkung noch beifügen:

Wir sollten die Frauen mehr für unsere Bestrebungen interessieren! Hier liegen viel ungenutzte Reserven. Es wäre dringend zu wünschen, daß die nun schon sehr alte Forderung, daß die Frau im Schuldingen Stimmrecht (vor allem auch aktives und passives Wahlrecht) bekommen sollte, endlich verwirklicht würde. Das allgemeine Interesse für die Schule könnte dadurch sehr belebt werden. (Wir gedenken das in einer späteren Arbeit ausführlich zu begründen.)

W. Sch.

Die Jugend in der neueren deutschen Dichtung.

Von Dr. phil. Jakob Job.

Kaum je hat die Jugend und ihre Problematik in der Literatur eine größere Rolle gespielt als in der heutigen Zeit. Man muß schon fast Spezialist sein, um die gesamte Literatur überblicken zu können, in der Kindheit und Jugend im Mittelpunkte des Geschehens stehen. Der Flut der paedagogischen Schriften, die sich mit dem Problem des kindlichen und jugendlichen Erlebnisses beschäftigen, folgt die Flut der dichterischen Darstellungen. Das Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes“, fast schon etwas belächelt und angegraut, scheint in der Dichtung weiterhin Geltung zu haben.

Die Frage, wieso gerade in der heutigen Zeit die Jugendproblematik in ihrem ganzen freud- und leidvollen Ausmaße, das jugendliche Suchen nach Lebensgestaltung, die drängenden Bemühungen zur Erfassung der Welt und zur Gewinnung eines eigenen Weltbildes mehr denn je die Literatur aller Zweige beschäftigt, ist nicht müßig. Die moderne Tiefenpsychologie hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie sehr das Jugenderlebnis den gesamten Lebenslauf bedingt, wie sehr Kindheitseindrücke maßgebend sind für das Handeln des reiferen Alters. Sie hat zu diesen Quellen, als den Urgründen der menschlichen Bedingtheit hingeführt, die zusammen mit Abstammung und Vererbung die Lebenskurve jedes Einzelnen bedingen.

Daraus ergab sich als erste Folge, daß diesen kleinen Jugenderlebnissen, diesen Kindheitseindrücken, diesem, nach aussen sich so wenig manifestierenden Ringen um die Lebensbehauptung eine ganz andere Bedeutung beizumessen ist, als man ihnen bisher zuerkennen wollte, und daß das mitleidige Belächeln, mit dem die erwachsene Generation, die diese Entwicklungsstufe überschritten hatte, über diese Jugendnöte und -schmerzen hinweg ging, jeglicher Berechtigung entbehrte. Daß im Gegenteil Jugendlust und Jugendschmerz an Intensität die Bewegungen des reiferen Alters bei weitem übertrafen.

Natürlich lag die Gefahr nahe, diese generationenlange Nichtbeachtung des kindlichen Erlebnisses nun durch übermäßige Beachtung gut zu machen, von dem einen Extrem ins andere zu fallen und jedes Wort und jeden Schmerz als eine Offenbarung hinzunehmen. Daraus entstand jener übertriebene Kult am Kinde, der sich nicht genug in Bestaunen, Zergliedern und Erklären jeder kindlichen Äußerung tun konnte.

In dem Maße, wie die paedagogische Welle abflaute, wuchs die dichterische empor. Der moderne Schriftsteller, von den Forschungen Freuds und anderer befruchtet, mußte geneigt sein, das Jugenderlebnis seiner dichterischen Gestalten mit einer ganz andern Intensität zu erfassen, als sein Vorfahr. War es diesem rosige oder dunkle Ouvertüre zu einer Gesamtlevenserfassung gewesen, so wurde es dem modernen Dichter Angelpunkt und Zentralproblem seines Werkes. Und wenn eine frühere Generation mehr das rein äußerliche Kindheitserlebnis, als Milieuzeichnung, als landschaftliche Umrahmung gestaltete, so drang eine spätere, der gegenständlichen Beschreibung abhold, in die Tiefe der kindlichen Seele und stellte den jungen Menschen als Objekt der Gestaltung in den Vordergrund seines Werkes. Aus dem Kampf der Völker, der Sippen, wurde ein Kampf der Generationen.

Auf dem Wege dieser Entwicklung brachte der Krieg, zuerst ein Hemmnis, mit seiner Umbildung aller Werte eine nachhaltige Wegweisung. War die Jugend der ersten Kriegstage nichts als eine mitbrausende Stimme im Volksgesange, so wurde die der zweiten Kriegshälften und der Nachkriegszeit, diese ernüchterte Jugend einer zerfallenden Welt, zu einem unisonen Gesange ihrer Anrechteisochung auf ein eigenes Erleben. Und der weltabgewandten, untüchtigen Jugend der Jahrhundertwende folgte nach der Entgötterung der Kriegswirren eine neue, die laut ihre Stimme erhob, die neue Wege suchte